



BARBARA

Es war einmal
ein schwarzes
Klavier ...

Unvollendete Memoiren

WALLSTEIN

Barbara

Es war einmal ein schwarzes Klavier ...

BARBARA

*Es war einmal
ein schwarzes Klavier ...*

Unvollendete Memoiren

*Herausgegeben
von Andrea Knigge*

*Aus dem Französischen
von Annette Casasus*

WALLSTEIN

Originaltitel:

»Il était un piano noir ... mémoires interrompus«

by Barbara

© Librairie Arthème Fayard, 1998

Die Übersetzung dieses Buches wurde
von der Göttinger Kulturstiftung gefördert.



Die Veröffentlichung erfolgte in Zusammenarbeit
mit dem Städtischen Museum Göttingen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus

Umschlaggestaltung: Wallstein Verlag

ISBN (Print) 978-3-8353-3076-4

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4131-9

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4132-6

Inhalt

Einleitung Andrea Knigge	7
Vorwort Claude, Régine und Jean	13
Vorwort Barbara	15
Unvollendeter Bericht	18
Fragmente	151
Zeittafel	195
Diskographie (Auswahl)	199
Bildnachweis	200

Einleitung

»AH, WER DAS KÖNNTE! Hereinstaksen auf die Bühne – steif, hager, hakennasig, im langen, schwarzen Schleppkleid, sich wie erschöpft am Piano niederlassen, das Publikum ignorieren, pausieren, lange, lange nichts tun, den Blick nach innen gerichtet, auf den Lippen dieses kleine Lächeln ... und dann die Hand über die Tasten gleiten lassen, so, als wolle man nur sich selber zuhören ... und dann irgendein kleines Lalala summen, das wie von selber zu einer Melodie wird, zu einem Vers, einem Chanson.« – Wer das konnte, das war Barbara, und so beschrieb sie 1967 der Publizist und Filmemacher Georg Stefan Troller für das Cover ihrer einzigen in deutscher Sprache aufgenommenen Schallplatte.

2017, im Jahr ihres zwanzigsten Todestages, geriet die geheimnisvolle Französin wieder in den Fokus, als Gérard Depardieu, ein Gefährte der exzentrischen Diva, der die Zuneigung seiner Landsleute in letzter Zeit etwas verspielt hat, ihre Lieder im Pariser *Théâtre Bouffes du Nord* interpretierte und dafür euphorisch bejubelt wurde. Zitiert wurde sie vom deutschen Bundeskanzler Gerhard Schröder 2003 anlässlich des vierzigsten Jahrestages der Unterzeichnung des Elysée-Vertrages und vom Bundespräsidenten Joachim Gauck im Januar 2017, als er zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Sorbonne das lange so sicher gewähnte und nun wieder bröckelnde europäische Einheitsgefühl anmahnte.

Barbara begeisterte mit enormer Bühnenpräsenz, sie ließ ihr Publikum bei ihren Auftritten atemberaubt verstum-

men und dann frenetisch applaudieren. Sie war sich stets der Wechselwirkung zwischen ihrem Vortrag und der »Liebe«, der »Energie« des Publikums bewusst, »das für mich wie ein Geburtshelfer war«. Keine noch so kleine Geste überließ sie dem Zufall, feilte permanent an ihrer künstlerischen Darstellung, an ihrer Erscheinung.

Lange hatte sie ihre, wie sie es empfand, »Hässlichkeit« nicht ertragen können, bis sie selbst die Frau, die sie sein wollte, erschaffen hatte: »Ich begann, dieses lebende Material, das mir gegeben war, wie ein Bildhauer zu bearbeiten, zu modellieren. Habe ich so diese Frau gestaltet, die ich sein wollte, oder ist diese Metamorphose der Bühne selbst geschuldet, die mich langsam, aber sicher dem annäherte, was mein Äußeres geworden ist?«

Geboren wurde Barbara 1930 in Paris als Monique Andrée Serf als zweites von vier Kindern einer jüdischen Familie mit Wurzeln im Elsass und in der Ukraine. Mit ihrem Künstlernamen ehrte sie die geliebte, aus Odessa stammende Großmutter Varvara Brodsky. Sie avancierte zu einer der großen Stimmen des französischen Chansons. Ihr Name leuchtet heute neben den beiden anderen großen »B's« Jacques Brel und Georges Brassens, neben Edith Piaf, Juliette Gréco, Georges Moustaki, Léo Ferré ...

Ihr bewegtes Leben spiegelt neben einer mit traumatischen Erlebnissen verbundenen Familiengeschichte auch das 20. Jahrhundert in Europa wider: Zweiter Weltkrieg, Verfolgung und Ermordung der Juden durch die Nationalsozialisten, die langsame Überwindung alter Feindschaften, das Erwachsen eines neuen europäischen Gedankens. An der Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich hatte sie, ganz unverhofft, ungeplant, einen

besonderen Anteil: Das Lied *Göttingen*, entstanden nach einem Gastspiel, das sie im Land der Täter zunächst gar nicht geben wollte, wurde zur Hymne der deutsch-französischen Versöhnung. In Frankreich stimmt man es heute noch an, wenn das Gespräch auf die Stadt mit der berühmten Universität kommt: Göttingen, wo auch die für Barbara so wichtigen Brüder Grimm gelebt und gearbeitet hatten.

Barbara wollte schon als Kind nur eines: singen. »Entscheidet man sich eines Tages dafür, zu singen, oder ist es nicht vielmehr eine lange und schöne Krankheit, die man in sich trägt und von der man niemals vollkommen geheilt wird?« Sie ringt ihren Eltern Gesangsstunden ab, ein Klavier wird gemietet, 17-jährig beginnt sie ein Gesangsstudium, das sie abbricht, reißt knapp 18-jährig von zu Hause aus und tingelt durch zwielichtige Clubs in Belgien und Paris, hält sich mit Tellerwaschen und dem Interpretieren von Chansons anderer, schon bekannter Musiker über Wasser.

1954 erhält sie ein Engagement in der *Ecluse* (Schleuse), einer Kleinkunstabühne in Paris, wo sie bis 1964 bleibt. Steil aufwärts mit ihrer künstlerischen Karriere geht es, als sie beginnt, eigene Lieder zu schreiben und vorzutragen. Von nun an füllt sie die großen Konzertsäle wie das *Bobino* oder das *Olympia*, tourt um die Welt von Kanada bis in die UdSSR. Daneben wirkt sie als Schauspielerin in Film und Theater, etwa an der Seite von Jacques Brel, Gérard Depardieu oder Maurice Béjart, und engagiert sich ehrenamtlich in sozialen und karitativen Einrichtungen. Mit beispielloser Hingabe widmet sie sich in ihren späteren Lebensjahren dem Kampf gegen Aids.

Ihr bewegtes, intensives Leben aufzuschreiben hat die charismatische Künstlerin erst im Jahr 1997 begonnen, in ihrem Haus im gut 30 Kilometer östlich von Paris gelegenen Pr cy-sur-Marne, als sie, schon länger gesundheitlich geschwächt, nicht mehr singen konnte. »Niemals mehr werde ich eine Bühne betreten. Ich werde nie wieder singen«, beginnt sie ihre Erinnerungen. Und weiter: »Zu schreiben bedeutet heute für mich, den Dialog wieder aufzunehmen. [...] Vor mir liegt viel Arbeit, aber es ist eine Arbeit, die ich mag [...]. Es ist sechs Uhr morgens, ich bin siebenundsechzig Jahre alt, ich liebe mein Haus, und es geht mir gut.« Mit wenigen Strichen skizziert sie komplexe Themen und Stationen ihres Lebens, erzeugt Gefühle; ihre manchmal sehr knappen Formulierungen sind von atmosphärischer Dichte – so wie in ihren Chansons. Sie konnte ihre Memoiren nicht mehr vollenden, starb noch im selben Jahr, in dem sie mit der Niederschrift begonnen hatte. Sie hätte mit Sicherheit an vielen Stellen gefeilt, neu modelliert, verworfen, ergänzt, umgeschrieben – und vielleicht auch die eine oder andere Ungenauigkeit bei den Fakten korrigiert und diese anders gewichtet –, aber gerade das noch unbearbeitete Geu ßerte, das im Moment des Schreibens so erinnerte, besticht in seiner Unvermitteltheit, ist pointiert und poetisch und evoziert ein einmaliges, kompromissloses Künstlerleben. Genau dies macht den authentischen Charme, macht das Bewegende der Erinnerungen von Barbara aus.

Die Idee zu einer deutschen Ausgabe des in Frankreich in schon mehreren Auflagen erschienenen Buches hatten 2014 während eines Barbara-Festivals in Göttingen Annette Casaus und ihr Mann Karl-Udo Bigott. Nach

dem plötzlichen Tod von Karl-Udo Bigott noch im selben Jahr nahm Annette Casarus erst 2016 im Rahmen der Ausstellung »Barbara 1964« im Städtischen Museum Göttingen die Idee der Übersetzung von *Il était un piano noir* wieder auf und leistete sie nun mit Leidenschaft. Die deutsche Ausgabe ist neben einigen Abbildungen um Fußnoten erweitert, die die französischen Kontexte erläutern. Dabei konnte es nicht darum gehen, die vielfältigen Aspekte des Lebens von Barbara näher zu beleuchten, zu kommentieren oder zu deuten. Diese nicht unheikle Arbeit mögen die Biographen leisten. Auf die Übersetzung von Titeln ist in den meisten Fällen verzichtet worden, nur gelegentlich wurde sie zum besseren Verständnis des Kontexts hinzugefügt. Zur Ergänzung stehen am Ende eine Zeittafel und eine Diskographie.

Die Realisierung dieses Buches wäre nicht möglich gewesen ohne das Einverständnis und das Mitwirken von Personen und Institutionen, die sich für das Andenken und Fortleben von Barbara auf verschiedene Weise engagieren. Zu danken ist Bernard Serf und Martine Worms von der Association Barbara Perlimpinpin Paris, dem französischen Verlag Fayard, Christiane Gieselmann, der Göttinger Kulturstiftung sowie Andrea Rechenberg und Ernst Böhme vom Städtischen Museum Göttingen.

Andrea Knigge

ANFANG DES FRÜHJAHR 1997 begann Barbara damit, die Geschichte des schwarzen Klaviers und die Geschichte des hingebungsvollen Nomadenlebens einer »Frau, die singt« aufzuschreiben. Als sie uns im selben Jahr am Nachmittag des 24. November so plötzlich verließ, hatte sie erst einige, immer stärker ausgearbeitete Versionen eines chronologischen, jedoch noch ausgesprochen unvollendeten Berichtes verfasst. Manche Teile bestanden aus Entwürfen und kurzen Aufzeichnungen, die mit diesem Projekt in Zusammenhang standen, andere mit Themen, die sie uns ebenfalls nahebringen wollte: ihre Tourneen, ihre Engagements, andere schöne Begegnungen, die Häftlinge, Aids, Drogen, die Einsamkeit, Krankheit und Ärzte, Religion, Tod ...

Sollten diese Texte veröffentlicht werden, von denen wir wissen, dass sie sie unentwegt überarbeitet hätte, immer wieder korrigiert bis zum endgültigen Abgabetermin des Manuskriptes im Herbst 1998? Eine schwierige und beunruhigende Frage, über die wir äußerst lange und intensiv nachgedacht haben, oft mit Schmerzen und voller Zwiespalt.

Wenn wir uns letztlich dazu entschlossen haben, dieses Buch erscheinen zu lassen, dann deshalb, weil sie sich leidenschaftlich dem Verfassen gewidmet hatte, aber auch – selbst wenn sie es zu ihrem eigenen Vergnügen tat und sie so das gerade aufgenommene Trauern besser ertragen konnte –, weil sie dieses Buch vor allem für ihr Publikum schrieb, dem sie sich mit ihrem ganzen Mut,

ihrer Ausdauer, Ernsthaftigkeit, Großzügigkeit und Liebe hingegeben hatte.

»*Claude, Régine und dann Jean ...*«^{*}

* Die drei Geschwister Barbaras zitieren hier eine Zeile aus dem Chanson *Mon enfance* (s. auch S. 40-42).

NIEMALS MEHR WERDE ICH eine Bühne betreten.

Ich werde nie wieder singen.

Niemals mehr diese Stunden in meiner Garderobe, in denen ich meinen Lidstrich ziehe und meine Lippen mit diesem lichtschemmernden Puder zeichne, in denen ich mich mit dem Pinsel zur Langsamkeit zwingen, zur Langsamkeit, um mich für Sie schön zu machen.

Niemals mehr werde ich den Strass anlegen, den mit Pailletten bestickten schwarzen Samt.

Niemals mehr dieses Warten hinter den Kulissen, während mein Herz bis zum Hals schlägt.

Niemals mehr wird sich der Vorhang öffnen, niemals mehr wird der Fuß beim Ertönen des Beckenschlages ins Licht gesetzt.

Niemals mehr werde ich auf Sie zuschreiten, zu Ihnen kommen, damit wir uns wieder vereinen.

Eines Abends, es war 1993 im *Châtelet**, schlug mein Herz – zu schwer und übervoll von Emotionen – plötzlich zu schnell und zu heftig, und einige unendliche Sekunden lang, in denen niemand – da bin ich ganz sicher – etwas mitbekommen hat, weigerte sich mein Körper, einem Hirn zu gehorchen, das übrigens längst nichts mehr steuerte.

Dieser Moment blanker Panik, in dem ich gelähmt, kopflos und verloren war, hat sich tief in mich eingebrannt.

* *Théâtre du Châtelet*, im Herzen von Paris gelegenes großes Theater, in dem Barbara zwischen 1987 und 1993 eine Reihe von Konzerten gab.

Eine Zeit lang habe ich meine Auftritte unterbrechen und schließlich endgültig aufgeben müssen.

Dennoch bin ich zwei Monate nach diesem Abend auf Tournee gegangen. Später werde ich von dieser Tournee erzählen, vom ersten Tag bis zum letzten Abend.

Im Anschluss daran bin ich mit einer großen inneren Leere nach Pr cy zurückgekehrt und habe zwei Jahre lang um einen Teil meines Lebens, der so jäh zu Ende gegangen war, getrauert.

Zu schreiben bedeutet heute für mich, den Dialog wieder aufzunehmen.

Warum habe ich zum ersten Mal akzeptiert, von einem »vorher« zu sprechen? Weil ich die einzige bin, die dies tun kann! Ich werde es also versuchen, selbst wenn die Zeit die Bilder verzerrt und sie unscharf oder – ganz im Gegenteil – zu präzise, zu fröhlich oder zu schmerzlich werden lässt.

Vor mir liegt viel Arbeit, aber es ist eine Arbeit, die ich mag, und ich werde mich nicht darüber beklagen.

Es ist sechs Uhr morgens, ich bin siebenundsechzig Jahre alt, ich liebe mein Haus, und es geht mir gut. Aus dem Zimmer, in dem ich schreibe, blicke ich in den Garten: Die ersten Rosen erblühen und die weiße Glyzinie ergießt sich in den Patio.

Ein komplettes, verborgenes Leben hat dort hinten seine Wurzeln, in den stehenden Wassern, die einen herben Geruch nach Schwefel verströmen.

Ich habe gelernt, auch die geringsten Geräusche zu erkennen, die unterschiedlichen Ger uche der Erde zu den verschiedenen Tageszeiten. Einzig ein katzenhaftes, unbeständiges Licht überrascht mich manchmal. Mein Blut pulsiert in dem geheimen Rhythmus, der aus dem Boden emporsteigt. Von diesem Ort geht ein so tiefer Friede aus,

dass es mir häufig ungerecht erscheint und mich schmerzt, dass nicht die ganze Welt an ihm teilhaben kann. Ein innerer Friede, der mir beschert wurde, weil ich mir für den Rest meiner Tage – wie man so sagt – »dieses kleine Stückchen Frankreich« gönnen konnte.

Précy, den 27. April 1997

Unvollendeter Bericht

»ES WAR EINMAL EIN schwarzes Klavier ...«, diese Geschichte beginnt bei Einbruch der Nacht, am 9. Juni 1930 in Paris, Square des Batignolles.

Ich war ein kleines Mädchen, das sich – wie so viele andere Kinder – eine Welt erschaffen hatte, um sich dort hin zurückzuziehen. In dieser Welt war ich eine singende Pianistin. Mit den Fingern trommelte ich Melodien auf den Tisch, sang und sprach sie unermüdlich mit. Meine Hände bewegten sich wie auf einem imaginären Klavier, und stundenlang war ich die größte Pianistin der Welt!

»Komm, deck bitte den Tisch ...«

Oh, diese Menschen, die mich aus meinen Träumen reißen und die schuld sind daran, dass ich es auf immer und ewig hasse, gehorchen zu müssen!

Wenn man die größte Pianistin der Welt ist und die Töne herumwirbeln, sich erheben, durch die geöffneten Fenster bis über die Wolken hinauf in den Himmel emporsteigen, um sich dann, Kaskaden von Regen gleich, in die Tiefen der Meere zu ergießen, auf die Gründe der Flüsse hinab zu sinken, sich von ihnen aufnehmen, verschlingen zu lassen, um weit entfernt, in anderen Ländern wieder aufzutauchen, ausgespien zu werden, wenn man »die größte Pianistin der Welt« ist, dann deckt man nicht den Tisch! Die größte Pianistin der Welt bin ich nicht geworden, aber ich habe nie aufgehört, Musik zu hören, und auch meine Abneigung gegen alles, was so einfach meine Träume unterbrechen und den Augenblick zerstören könnte, habe ich mir bewahrt. Ich hasse es, wenn jemand plötzlich laut in meine geheimen Rück-

zugswinkel eindringt. Ich verabscheue diese jähen Unterbrechungen, diese knallenden Türen, diese viel zu lauten Stimmen, die mich bei meiner Arbeit verletzen.

Wie soll ich es nur ausdrücken, es noch einmal sagen, ohne wie ein Ungeheuer zu wirken, wo ich doch lediglich um Respekt für diese Stille bitte, auf die jeder ein Anrecht hat. Ich schreibe folgende Zeilen und hänge sie in einen kleinen schwarzen Rahmen:

*Ich bin schwer zu ertragen,
wenn ich arbeite.
Schreien nützt nichts.
Ich sehe nichts,
aber ich höre gut.
Danke!*

Dies verändert die Dinge und macht die Stimmen sanft. Um mich herum säuselt es eine Zeit lang ...

Und dann diese Fragen! Oh, die Fragen dieser ewig Neugierigen, die immer wissen wollen, was uns vollkommen selbstverständlich scheint: »Wann haben Sie beschlossen zu singen?« Entscheidet man sich eines Tages dafür, zu singen, oder ist es nicht vielmehr eine lange und schöne Krankheit, die man in sich trägt und von der man niemals vollkommen geheilt wird?

Ich litt an dieser schönen Krankheit, von der ich nur mit großen Schwierigkeiten kuriert werden konnte. Heute, immer noch genesend, kann ich dieses Buch schreiben ...

Meine ältesten Erinnerungen reichen zurück bis in das Jahr 1937, als ich in Marseille meine erste große Liebe kennenlernte. Ich war sieben Jahre alt und hatte mich in

den Sprössling einer adeligen Familie verliebt, einen Dreizehnjährigen, der wahrhaft sehr gut aussah.

Meine erste kleine Dieberei geschah für ihn: zweiunddreißig frische, duftende, saftige Feigen und so schön anzuschauen, dass mein Vater sie einzeln abzählte und in die Obstschale auf dem großen Buffet legte.

Zwei Tage lang leugnete ich, diese zweiunddreißig Feigen stibitzt zu haben, trotz der Drohung, die Gendarmen zu rufen, mich auf ein Internat zu schicken und weiterer demütigender Strafen.

Marseille: Das war der Mistral, mit dem wir zu kämpfen hatten, der meinen Bruder Jean und mich auf dem Weg zur Schule an die Mauern drückte. Marseille, das war der Duft der großen, mit Knoblauch eingeriebenen und mit Olivenöl beträufelten Brotscheiben, die wir in unseren Schulranzen verstaute, das Wettrennen den Boulevard Gaston-Crémieux hinunter, alsdann links und noch einmal links bis zu unseren aneinander grenzenden Schulen. Das Klappern meiner Holzpantinen im Innenhof der Schule, wenn ich ihn rennend überquerte, weil ich zu spät war, die Garderoben und die alten Garderobenhaken, der Geruch der eierschalenfarbenen Schulkittel, auf denen in Rot unsere Namen standen. Und wenn ich endlich in der Klasse angelangt war, erwarteten mich dort mein Schulpult, der Federkasten, das angenagte Radiergummi, der nach Mandeln duftende Topf mit Klebstoff und der Duft der veilchenfarbenen Tinte.

Die schönsten Erinnerungen an meine über verschiedene Institutionen verstreute Schulzeit habe ich an Marseille; sie duften am wohlsten.

1938: Wir sind in Roanne, wo meine kleine Schwester Régine zur Welt kommen wird. Von hier stammt meine